



Die Abendschule.



„Blätter und Blüten“ Band 23.

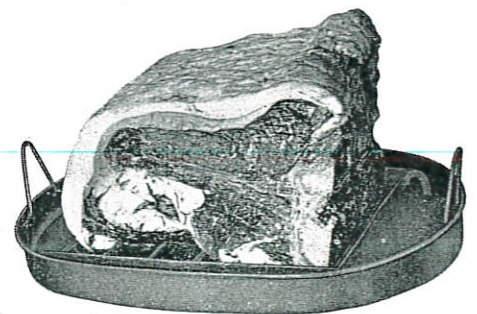
Für alle Leser, deren Subskription auf die „Abendschule“ mit dem 1. Januar beginnt, ist dies prächtige Jahrbuch



jetzt zu haben. Es wird ihnen für 75 Cents verabreicht, — im Buchhandel kostet es \$1.50.

„Blätter und Blüten“ Band 23 enthält eine Fülle überaus schöner Erzählungen und Gedichte, wertvolle Aufsätze und Beschreibungen, eine Abteilung „Jugendfreuden“, eine andere „Für die Kleinen“, eine dritte „Erprobte“ Küchenrezepte. Der Band ist mit vielen Bildern geschmückt, wie auch mit 7 farbigen Einlagen.

**Ein Buch für alle
— 75 Cents.**



(Zwei Illustrationsproben.)

Alle sind hoch entzückt, die unser Pult bekommen!



Für 27 neue Leser.

Dieser sanitäre Schreibtisch ist eine außerordentliche Prämie der „Abendschule“, ein Prachtmöbel für jedes Studier- und Arbeitszimmer.

Er ist aus schwerem, solidem Eichenholz, besitzt eine große, breite, 30 Zoll tiefe Platte zum Schreiben, hat auch auf jeder Seite drei große Schiebladen, ferner oben sechs kleine, zwei größere Schiebladen und verschiedentliches Fächerwerk; ein Rollvorhang verschließt das ganze Pult samt Schiebladen. Als sanitärer Schreibtisch ruht er auf metallenen Untersäßen. Das Gewicht des Pultes ist etwa 200 Pfund.

Der Preis dieses Pultes ist netto \$42.00. Wir geben es als Prämie für 27 neue Leser.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO.,

=

=

=

ST. LOUIS, MO.

Die „Abendsschule“ ist ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Heften (26 Hefte im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

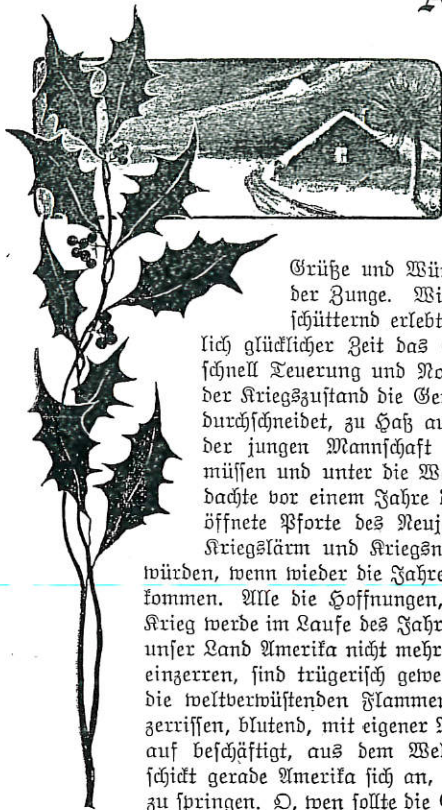
Heft 12.

Die Abendsschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 3. Januar 1918.

Die „Abendsschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

An der ernstesten Jahreswende.



Nach einem Jahre wie das, welches wir verlebt haben, gedankenlos in ein neues einzutreten, ist selbst dem Leichtsinigen nicht gut möglich, vielen Ernstgesinnten aber ersterben schier die gewöhnlichen

Grüße und Wünsche des Neujahrstages auf der Zunge. Wir alle haben es gewaltig erschütternd erlebt, wie unvermuetet aus fried-

lich glücklicher Zeit das Gegenteil werden kann, wie schnell Feuer und Not an die Türen pochen, wie der Kriegszustand die Gemüter belastet, heilige Bande durchschneidet, zu Haß aufstachelt, wie ganze Scharen der jungen Mannschaft Heim und Lieben verlassen müssen und unter die Waffen zu treten haben. Wer dachte vor einem Jahre daran, als wir durch die geöffnete Pforte des Neujahrs traten, daß Krieg und Kriegsälarm und Kriegsnot auch unser Land erfüllen

würden, wenn wieder die Jahre wechseln? Und so ist es gekommen. Alle die Hoffnungen, die wir damals hegten, der Krieg werde im Laufe des Jahres zu Ende gehen, wenigstens unser Land Amerika nicht mehr in den grausen Strudel hineinzerrn, sind trügerisch gewesen — heftiger als je Loh die weltverwüstenden Flammen, und wenn auch Rußland, zerrissen, blutend, mit eigener Not und innerem Zerfall voll auf beschäftigt, aus dem Weltbrennfeuer ausgegallt ist, so schickt gerade Amerika sich an, in die brandglühende Bresche zu springen. O, wen sollte die Grenzscheide dieser zwei Jahre

nicht ernst stimmen, wer wird da nicht beim Rückblick und Vorausblick von den Schauern der Vergänglichkeit ergriffen? Unter Sturmgewittern und Kriegsdonnern ging das alte Jahr zu Ende, es hat der Erde eine Unsumme von Herzeleid gebracht, Wunden geschlagen, die nie verheilen, dem Volkskörper Schäden zugefügt, an denen er lange leiden und tragen wird. Ach, wie viel Glück und Gut und Blut ging verloren! Und nun steigt das neue Jahr herauf, dunkel und so blutigrot. Was mag es alles im Schoße tragen? Was wird es uns und unserem Lande bringen, Sieg oder Niederlage, Krieg und noch immer Krieg oder den ersehnten Frieden? Und wenn es den Völkern den Frieden bringt, was Gott in Gnaden verleihen wolle, was wird dann kommen? Wird Gerechtigkeit einkehren, oder werden die Völker, finanziell, politisch, wirtschaftlich und moralisch zerrüttet, noch weitere dunkle Tage durchzumachen haben? Wahrscheinlich, wenn je ein Jahreswechsel ernst war, so ist es dieser! Die drei historischen Weltplagen, die schon oft die Völker heimsuchen mußten, sind Hunger, Pest, Krieg. Jede derselben zählt ihre Opfer nach vielen Millionen. Aber der heutige Weltbrennfeuer kann mit seinen Schiensträngen und Schiffslinien den Hunger besiegen, und die heutige Wissenschaft vermag mit ihren wunderbaren Heilmitteln die Pest, den schwarzen Tod, die Cholera, die Mattern, das Gelbfieber, auszurotten, — aber weder die Wissenschaft noch der Handel, noch der Fortschritt, noch das Gesetz und Völkerrecht, noch die Kunst und Industrie, noch die Aufklärung, Bildung, Zivilisation, Presse und kein Menschenvermögen kann den Krieg töten. Der Pest und dem Hunger ist von außen beizukommen — tief innen im Herzen aber wurzelt der Völkerkrieg! Und gerade diese furchtbarste Gottesstrafe

muß allen Menschen zur diesmaligen Jahreswende eine Predigt sondergleichen vom Weltvergehen sein! Jeder Jahreswechsel erinnert ja an die Vergänglichkeit alles Irdischen und an das Ende der Tage; aber dieser Krieg, der im August 1914 so blitzschnell über Europa hereinbrach und der im letzten Jahre wie im Handumdrehen Amerika hereinzog, erinnert er zur Jahreswende nicht wie mit flammender Schrift an seiner Wetterwand daran, daß einst so auch „des Herrn Tag kommen wird als ein Dieb in der Nacht“? Erinnert er nicht mit seinen entsetzlichen Zerstörungen, die zur Jahreswende an so manchem Auge mit Grausen vorüberziehen, an „den Greuel der Verwüstung“? Erinnern die schauerlichen Gräben, Nacht- und Luftkämpfe nicht lebendig an den „feurigen Pfuhl“ und wie „die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen, und die Erde und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen“? O, welch ein Kommentar zum Fehlschlag aller menschlichen Errungenschaften, aller Wissenschaft und Kunst, aller Völkerverbüderung, aller Staatsformen und Staatsgewalten, aller menschlichen Ideale ist dieser Völkerkrieg! Die Nationen der Erde hatten Gold zu ihrem Gott gemacht, und heute sehen wir, wie alle Welt ihre Schätze und Reichtümer in einen Mahstrom der Vernichtung schleudern muß. Reichtümer und Manneskraft der am weitesten vorgeschrittenen Zivilisationen sind mobilisiert für Zerstörungszwecke. Wie hat Gott da alle menschliche Philosophie und alle menschliche Theologie zu Schanden gemacht! Auf ihr Können, auf ihre Weisheit, auf ihre Errungenschaften, auf ihre Hilfsmittel setzten die Menschen höchsten Wert, den Grundschaden aller Menschen aber, die Sünde, die Verderbtheit des Herzens, hat man übersehen, beschönigt, gefördert und genährt. Heute spricht Gott! Er redet gewaltig! Zu keiner Jahreswende hat sein Wort der Wahrheit so erschütternd durch das große Weltgeschehen die ganze Menschenvwelt erinnern sollen an das Weltvergehen wie heute! Es ist, als ob der Völkerkrieg mit lautem Munde selbst das Ende der Tage ausrufe und mit flammendem Finger auf die Weissagungen deutend der Welt verkünde: „Heute wird diese Schrift erfüllt vor euren Augen und Ohren!“ Und doch können wir getrost und gehobenen Hauptes in das Dunkel dieses neuen Jahres hineintwandern? Ei, sehen wir denn nicht, welche Gnade Gott der Welt gerade damit erweist, daß er sie mit so vielerlei Zeichen so ernstlich warnt, so treu und unermüdend zur Buße ruft? Wahrscheinlich, er mahnt unablässig an den Tag seines Gerichts! O, er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe und noch in der letzten Gnadenfrist umkehre und zu ihm die Zuflucht nehme! Und gerade am Neujahrstage ward ja des neugeborenen Kindleins Name genannt: Jesus, d. i. „der sein Volk selig macht von ihren Sünden“. Sein Name ist es, der über der Pforte auch dieses neuen Jahres prangt, wie er an der Ewigkeitspforte steht, und er weist auch dieses Jahr 1918 zu einem Jahre des Heils. Mag dann kommen, was will. Er vertreibt die Sorgen, trägt die Lasten, tröstet im Leide, trocknet die Tränen, bringt dem Herzen Frieden und Freude, segnet die Arbeit, erhält die Kirche, sammelt seine Herde, umfriedet das Heim, bekräftigt sein Wort und macht auch im Sterben noch getrost. Ihm befehlen wir uns und unser Land! In ihm haben wir Gnade und Friede, Galt und Kraft, Trost, Freudigkeit und Himmelsgewißheit. In ihm wünschen wir allen:

Zum neuen Jahre neuen Segen,
Zu neuem Wirken neu Vermögen,
Zu neuen Leiden neuen Mut
Und ewigen Trost durch Christi Blut!

W.

Aus der Zeit für die Zeit.

Waffenruhe an der Ostfront.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on December 28, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Auf 28 Tage, vom 16. Dezember bis zum 14. Januar, kam nach längeren Verhandlungen schließlich ein Vertrag vollständiger Waffenruhe zu Lande, zu Wasser und in der Luft zwischen Deutschland und Rußland zustande, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er, wenn nicht sieben tägige Kündigung erfolgt, automatisch weiter in Kraft bleibt. Auch Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien einerseits, sowie Rumänien andererseits sind den Vertragsbestimmungen beigetreten, und der Zweck der Vereinbarung ist die Erreichung eines dauernden und ehrenvollen Friedens. Sowohl von Seiten Rußlands als auch Deutschlands erging zugleich an alle Militärs eine Einladung, die Waffen niederzulegen und den allgemeinen Frieden herbeizuführen. Am 23. Dezember begannen unter v. Kühlmanns Vorsitz in Brest-Litowsk die Verhandlungen. „Bringt uns einen starken Frieden!“ riefen die Berliner bei der Abfahrt der deutschen Vertreter. Während des Waffenstillstandes dürfen weder Truppenverschiebungen noch Verstärkungen oder Neugruppierungen stattfinden, doch ist ein Verkehr der gegenüberstehenden Truppen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gestattet, nur sollen die Gruppen auf je 25 Mann beschränkt bleiben; sie dürfen Zeitungen und offene Post austauschen und mit den hauptsächlichsten Bedarfswaren Handel treiben. Wie berichtet wird, hat zwischen Rußland und Deutschland unverzüglich ein schwunghafter gegenseitiger Handel eingesezt.

Prohibition vom Kongreß beschlossen.

Mit 282 gegen 128 Stimmen, 8 Stimmen mehr als zur Zweidrittelmehrheit erforderlich waren, nahm das Abgeordnetenhaus des Kongresses ein Prohibitions-Ämendment zur Bundesverfassung an, und der Senat, der bereits in der vorigen Tagung eine ähnliche Bestimmung angenommen hatte, bestätigte es bald darauf mit 47 gegen 8 Stimmen. Der Verfassungszusatz soll nun aber nicht dem Volke direkt, sondern allen Staatsgesetzgebungen zur Gutheißung oder Verwerfung vorgelegt werden, und zwar müssen, soll anders der Zusatz Rechtskraft erlangen, drei Viertel der Staaten der Union, also 36, dafür sich erklären — 13 Staaten können sonach die Maßregel zu Falle bringen —, und sie sollen zu solcher Beschlußfassung 7 Jahre Zeit haben. Diese letzte Bestimmung ist zu gunsten der Prohibitionisten: können sie im ersten oder zweiten Jahre einen Staat nicht zur Annahme bewegen, so können sie noch wiederholt den Versuch machen. Ueberhaupt hat hiernach ein kleiner, volksarmer Staat die Macht, große und starkbevölkerte Staaten unter das Joch zu bringen. Heute sind schon 23 Staaten trocken, und 3 weitere haben für Prohibition gestimmt und werden im Laufe des begonnenen Jahres trocken gelegt: Indiana am 1. April, Michigan am 30. April und Montana am 31. Dezember. Die Prohibitionisten erklären jubelnd: „Der Kongreß hat sich zum erstenmal in der Geschichte der Republik den Prohibitionisten ergeben, die mehr als 40 Jahre lang für einen auf nationale Prohibition abzielenden Verfassungszusatz kämpften.“ Sie haben recht: schmachvoll hat sich der Kongreß ergeben, ohne Not und ohne guten Grund. Nicht nur, daß er in dieser Zeit, da man das ganze Volk für die eine große Kriegsaufgabe einheitlich zu ordnen sucht, alle Bürger durch eine polizeiliche Zwangsmaßregel in zwei sich befehdende Lager teilt, sondern er verstößt vor allen Dingen gegen die Verfassung selbst, die jedem Bürger Recht und Freiheit der Lebensführung gewährleistet und die nun geschmälert und verkürzt werden darf. Der Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols ist ja in der Neuzeit ganz unbestreitbar zur Notwendigkeit geworden. Es bedarf gar keiner weiteren Erörterung: das Laster der Trunksucht und auch des Gewohnheitstrinkens ist zu einer Seuche der Zeit herangewachsen. Gegen diese Volksverfeuchung erhoben sich mit vollem Rechte die Gegner des Alkoholmißbrauchs. Zuerst in unserem Lande, dann auch in Europa traten Mäßigkeitsvereine ins Dasein. Als sie aber ihr Ziel nicht rasch genug erreichten, gelangte die Ansicht zur Geltung, daß man des Alkoholismus mit einem Schläge Herr werden könne, zunächst in den einzelnen Counties durch Lokal-Option, sodann in den einzelnen Staaten durch Legislaturverbot der Herstellung und des Verkaufs aller berauschenden Getränke, schließlich durch ein Nationalverbot, durch Verfassungszusatz. Seit 70 Jahren wagt in unserem Lande

dieser Kampf, ohne daß es, wie wohl seit 40 Jahren versucht, zur nationalen Prohibition gekommen wäre. Jetzt hat der Kongreß den Beschluß gefaßt, die Frage, ob das ganze Land durch einen Verfassungszusatz trocken gelegt werden soll oder nicht, den Gesetzgebungen aller Einzelstaaten zur Entscheidung vorzulegen. Erklären sich 36 von ihnen binnen 7 Jahren dafür, dann wird in unserem Lande weder Bier noch Wein noch Schnaps mehr angefertigt, verkauft oder eingeführt werden dürfen. Die Trunksucht, ein fürchterliches Uebel, das schweres Unheil stiftet und unzähliger Menschen Lebensglück zerstört, will man nun durch ein nicht minder bedenkliches Uebel, durch allgemeinen Zwang, austrotten. Es ist freilich richtig, den Kampf wider die Trunksucht entschieden und mit allen rechten Mitteln zu führen; das ist durchaus wünschenswert, und ohne polizeiliche Hilfe wird man dabei nicht auskommen. Etwas ganz anderes aber ist es — und das ist unrecht, ein Unrecht gegen Bürger und Konstitution — alle Unschuldigen in Mitleidenschaft zu ziehen und ihnen allen einen Zwang aufzuerlegen, noch dazu einen solchen Zwang, der die Anfangsstufe zu weiteren Freiheitsverkürzungen ist. Dr. Carroll D. Wright, der frühere Bundes-Arbeitskommissär, schreibt in seinem 1895 erschienenen Buche „The Industrial Evolution of the United States“ von den Pilgervätern, sie seien so exzessiv gewesen, daß sie niemand unter sich dulden wollten, den sie nicht für einen ordentlichen Bürger hielten. „Sie nahmen sich vor, ein Staatswesen zu errichten, wo die menschliche Natur zum Gehorsam nach der Meinung und den Wünschen der Mehrheit geregelt werden sollte (where human nature should be regulated into obedience to the opinion and wishes of the majority).“ Dieser Charakterzug, dem Calvinismus entsprossen, liegt der ganzen Bewegung zugrunde. Man ist auf dem Wege zur geistigen Volksbevormundung, zum Majoritätspaternalismus. Leidenschaftlos sollte die ganze Frage von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden. Es ist verfassungswidrig und es ist gefährlich, der in Fleisch und Blut übergegangenen Neigung zu frönen, die Sitten und Gewohnheiten aller Mitbürger durch Majoritätsbeschlüsse regeln zu wollen, statt den Bösen durch die geordnete Polizei zu wehren.

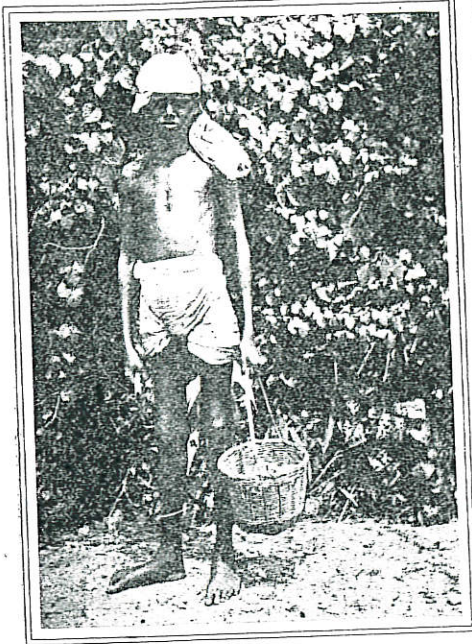
Weihnachts-Feldzug des Roten Kreuzes.

Mitte Dezember zählte das amerikanische Rote Kreuz etwa 5,000,000 Mitglieder. In der Woche vor Weihnachten wurde durchs ganze Land ein Feldzug betrieben, die Zahl auf 15,000,000 zu erhöhen. Die Eingahlung von nur einem Dollar berechtigt zur Mitgliedschaft. Der Zweck der Gesellschaft des Roten Kreuzes ist unsern Lesern seit Beginn des Krieges wiederholt dargelegt worden, und wo es sich nun darum handelt, die Not so vieler Mitmenschen zu lindern, welche entweder als Verwundete oder sonst durch den Krieg zu leiden haben, wird gewiß niemand, der um den Beitritt gegangen wird, mit seiner Gabe zurückhalten. Aus dem jüngst veröffentlichten Berichte über die Tätigkeit des amerikanischen Roten Kreuzes geht hervor, wie von den vom amerikanischen Volke früher schon gezeichneten \$100,000,000 in den letzten 6 Monaten \$40,272,657 verausgabt wurden. Die Forderungen nehmen stetig zu, und bis zum Frühjahr würde der Fonds erschöpft gewesen sein. Für die Hilfsfähigkeit im Auslande wurden bewilligt: \$20,601,240 für Frankreich, wo die Leiden aller Beschreibung spotten; ferner erhielten — abgesehen von \$750,000, die kürzlich nach Italien gesandt wurden — folgende Länder Unterstützung: Belgien \$720,000; England \$1,066,520; Italien \$214,000; Rußland \$1,359,440; Rumänien \$1,518,398; Serbien \$493,203; Armenien und Syrien \$1,800,000; andere \$113,012. Ueber 13,000,000 besondere Artikel sind nach auswärts gesandt worden, hauptsächlich Verbandstoffe, Hospitalausrüstungen, Kleider u. s. w., ungerechnet die große Menge, welche amerikanischen Feld- und Uebungslagern zugewiesen wurde. Ueber 3,000 Krankenpflegerinnen des Roten Kreuzes sind bereits tätig, hiervon 2,000 im Auslande, und 14,000 stehen in den Listen verzeichnet. Ueber 1,000 melden sich jeden Monat freiwillig. Ueber die Tätigkeit dieser Frauen läßt sich kaum genug des Lobes sagen. Aber alle diese Angaben sind Lichtstrahlen in der finsternen Nacht des Krieges und beweisen, daß, wo solche Scharen helfen und solche Riesensummen zur Linderung der Not ausgegeben werden, die edle Nächstenliebe sich in großartigem Maße bewährt. Möchte sie sich doch so beweisen, daß keine Kriegswunden mehr geschlagen werden. Weihnachten und Neujahr sind diesmal doch verheißungsvoller! w.



Winterabend.

Auf der Gummi-Plantage.



Beim Einsammeln des Gummisafte.

Gummi ist heute einer der wichtigsten industriellen Bedarfsartikel. Für so wichtig hielt England gleich zu Kriegsbeginn das Gummi, daß es auf alle erdenliche Weise die Zufuhr dieses Rohstoffes nach Deutschland abschnitt. Jeder Regenmantel, jeder Gummischuh, jeder Autoreifen erzählt uns, wie unentbehrlich das Gummi gewor-

gedeiht; und drittens die „Randolphia“ und „Futunia Elastica“-Arten in Mittelafrika. Bloß die Randolphias sind eine Rankenart, alle übrigen sind Baumarten. Von diesen Hauptklassen des für den Handel in Betracht kommenden Gummis erzeugen die Hebea = Pflanzungen bei weitem den größten Teil der Ware, den Para-Gummi und die soge-



Ein angezapfter Gummibaum.

nannten Plantagen-Grabe. Zwischen beiden ist nur der Unterschied, daß Para-Gummi in roherem Zustande, etwa 20 Prozent Feuchtigkeit und Fremdstoffe enthaltend, auf den Markt kommt, während die Plantagen-Grabe in reinem, getrocknetem Zustand zum Versand gelangen. Die Länder, aus denen das beste Gummi (Hebea Brasiliensis) kommt, sind die Malaiische Staaten (im Indischen Archipel), die Straits Settlements, Ceylon, Südbindien, Sumatra, Java und Borneo, und von diesen liefern am meisten die Malaiischen Staaten und die Inseln wieder. Die Arbeitskräfte in diesen Gummiwäldern sind hauptsächlich Tamulen aus Indien, vielerorts aber auch Chinesen, Malaien und Javaner; auf den Inseln Sumatra und Java überwiegen die letztgenannten. Und was bekommen sie an Tagelohn? Gummi ist sehr im Preise gestiegen, — aber bis horth reicht noch heute keine Lohnerhöhung. Die Männer erhalten von 15 bis 20 Cents den Tag, die Frauen etwa 10 Cents. In den Malaiischen Staaten zählt man 120,000 Tamulen, 24,000 Chinesen, 10,000 Javaner und 6,000 Malaien, die in den Gummiwäldern und Gummihütten beschäftigt sind.

Diese dunkelhäutigen Mitmenschen — Bewohner der fernöstlichen Inseln, sowie Afrikas und Südamerikas — verrichten die erste Arbeit, die beim Automobilreifen wie beim Radiergummi in Betracht kommt. Sie zapfen die Gummibäume an, sammeln den Baumsaft (Latex), eine dicke, milchige Flüssigkeit, die aus den Kerben herausquillt, welche sie in die Rinden der Bäume hineinschneiden, und bereiten den Rohstoff zu für den Versand an die Fabriken übersee.

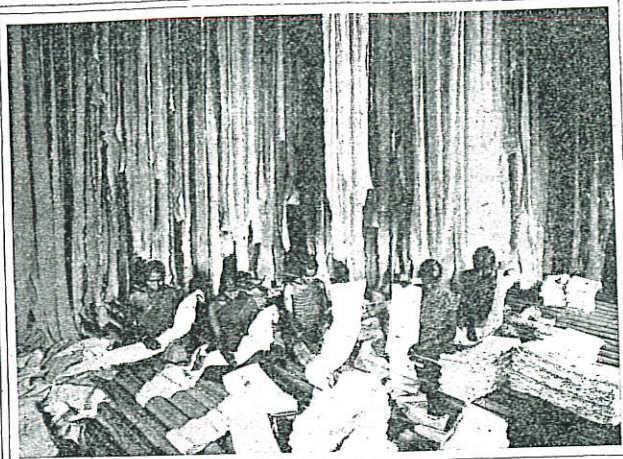
Es gibt viele Arten von Gummibäumen und Gummisträuchern, für den Handel jedoch sind nur ihrer drei von Bedeutung: erstlich die „Hebea Brasiliensis“, ein aus Brasilien stammender Gummibaum, der aber vornehmlich auf den großen Inseln des fernöstlichen Asiens angebaut wird und die Plantagen-Sorten wie auch das feine Para-Gummi liefert; sodann die „Castilloa“-Art, die in ganz Süd- und Zentralamerika und auch in Mexiko



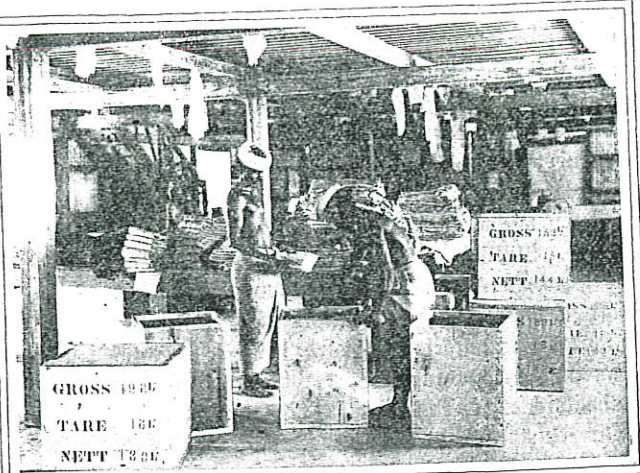
Eine schöne Gummibaum-Pflanzung.



Beim Fortschaffen des Gummisafte.



Zusammenlegen der gekreppten Gummibogen.



Einpacken der Gummibogen in Kisten.

Da werden immer wieder Neupflanzungen angelegt. Der Gummibaum reift einen Samen, der den Nüssen unseres Kastanienbaumes ähnelt. Diese Nüsse werden eingesammelt und in kleinen Zuchtgärten angepflanzt. Hier dürfen sie etwa sechs Monate lang aufsprießen, dann wird den Sämlingen die Spitze abgeschnitten. Das bewirkt nicht nur, daß das Bäumchen nach allen Seiten Zweige hervorbringt, sondern macht es zugleich auch robuster und widerstandsfähiger, sonderlich gegen die Angriffe der weißen Ameisen und anderen Ungeziefer. Inzwischen wird ein Stück Dschungel geklärt, indem die großen Bäume abgehauen, das Buschwerk einfach niedergebrannt wird. Das Ackerstück wird abgegrenzt, und für die jungen Pflänzlinge werden Löcher ausgegraben. Früher setzte man sie gewöhnlich

schiebt durch Einschnitte in die Baumrinde. Der Gummibaum besitzt aber eine dreifache Umschalung: die äußere, korkartige Borke, die innere, zart rosafarbene, etwa $\frac{3}{16}$ Zoll dicke, gleich unter der äußeren Kruste liegende Rinde, und darunter eine dünne, schleimige, nezhartige Haut, die das Holz des Baumes unmittelbar bedeckt. Diese Nehhaut, Cambium genannt, speist nach innen die Holzfaser und fördert ihren Wuchs durch den ihr zugeführten Saft, in der Rinde aber, Cortex genannt, setzt sie ihren überschüssigen Saft ab in einer großen Anzahl von Milchezellen, die senkrecht am Baume hinauf verlaufen. Bis in diese Rinde hinein muß der Kuli — so heißt der Gummiarbeiter allgemein auf den Plantagen — die äußere Schale oder Borke des Baumes durchschneiden, hat dabei jedoch mit größter Umsicht acht zu geben, daß er mehrere der Saftzellen oder Saftfädchen zugleich trifft, um den Baum desto reichlicher zur Milchabsonderung, zum „Bluten“, zu veranlassen. Nicht minder wichtig ist es aber auch, daß der Einschnitt nicht bis ins Cambium bringt, denn das würde dem Baume ernstlichen Schaden zufügen. Das richtige Anzapfen erfordert sonach Geschick und eine geübte Hand.

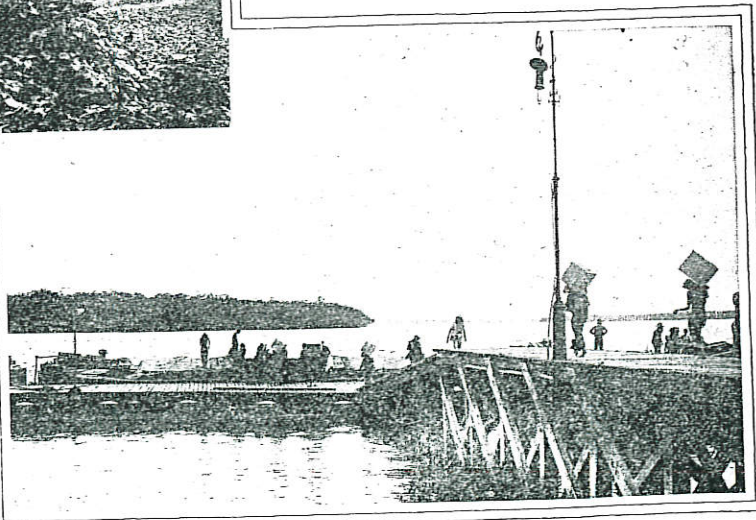
Soll das Anzapfen einer neuen Baumanlage vorgenommen werden, so wandert der Aufseher mit einem Fachmann von Stamm zu Stamm und markiert genau, wo er von den Kulis den Schnitt



Hütten, in denen Gummi für den Handel zubereitet wird.

10 bis 15 Fuß weit auseinander, neuerdings aber gibt man ihnen meist einen Abstand von 20 Fuß, wodurch immer noch 100 Bäume auf den Acre kommen.

Wenn die jungen, etwa ein Jahr alten Bäumchen ausgelegt sind, so wird die ganze Anlage peinlich rein gehalten von Unkraut und Graswuchs, so daß der Nährgehalt des Bodens ihnen allein zugute kommt. Jedes Jahr werden sie sorgfältig beschnitten, und nach fünf Jahren sind sie so weit, daß man sie anzapfen kann. Das Anzapfen ge-



Flußfähne werden beladen und befördern das Gummi zum Ozeandampfer.

ausgeführt haben will. Der Baum wird entweder in parallelen Schrägschnitten, die ein bis zwei Fuß voneinander abstehen, oder in spitz zusammenlaufenden Schrägschnitten — also entweder in der halben oder in der ganzen Gestalt des Buchstabens V — angezapft. Der Kuli schält ein mehrere Zoll breites Band der Außenborke heraus und schneidet dann die Rinde bis auf die Nehhaut ein. Sofort spritzt der dicke, milchige Saft hervor, ganz ähnlich wie wenn der Finger bei einem Schnitte blutet, und dieses „Bluten“ hält mehrere Stunden lang an. Eine schmale Furche wird am Stamme hinunter geritzt, in welcher der Saft zu Boden träufelt, wo er in einem kleinen Glas- oder Porzellanbehälter aufgefangen wird. Schließlich fängt der Saft an in den Wunden sich zu verdicken, und der Fluß hört nun allmählich auf. Am nächsten Morgen entfernt dann der Kuli alle Klumpen und macht neue Einschnitte auf der abgeschälten Stelle. Weil unter der tropischen Sonne der Saft sehr bald sich verdickt — ganz ähnlich wie wenn Milch gerinnt —, so geschieht das Anzapfen der Bäume in den allerfrühesten Morgenstunden. Ein einzelner Kuli kann in einer siebenjährigen Plantage 300 Bäume, in einer zwölfjährigen 100 Bäume versehen. Er nimmt, wie unser erstes Bild uns zeigt, einen Korb zur Hand, in welchen er die Gefäße mit dem aufgefangenen Saft, der nun schon dick geworden ist, entleert, um sogleich neue Einschnitte am Baume zu machen. Bis etwa halb 9 Uhr hat er seine Runde des Einsammelns und weiteren Anzapfens beendet. Jetzt bringt er den gesammelten Gummi zur Faktorei. Auch alle geronnenen Klümpchen hat er vom Baume abgelöst, sogar jeden Span, der sich noch am Boden vorfindet von dem Abschälen der Rinde, hat er in den Gürtelsack, den er um die Lenden trägt, gesteckt und bringt ihn mit. In der Faktoreihütte löst er den Saft in einem Eimer Wasser auf und gießt sodann den Inhalt durch eine Zeugseide in eine große, halb mit Wasser gefüllte Bütte, während alle Späne zum Auslaugen in ein anderes Wasserfaß wandern. Es ist ungefähr Mittag geworden, der Kuli ist mit seiner Arbeit fertig, und nun ist sein Tagewerk beendet.

Der geseigte Saft in der Bütte wird alsbald fleißig gerührt, um alle etwaigen Blasen und winzigen Fremdkörperchen nach oben zu bringen und sie abzuschöpfen. Darauf läßt man die Masse gerinnen. Sie beginnt sich sofort zu verdicken: der Gummi sammelt sich oben auf dem Wasser in einer geschmeidigsteifen weißen Masse, und am nächsten Morgen wird die ganze Schicht herausgehoben. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, diese Gummischicht als marktfähige Ware abzufertigen. Das geschieht auf zweierlei Weise, entweder werden die Schichten etwa sechs Tage lang — genau so wie die Schinken — geräuchert und dann noch getrocknet, ehe sie versandt werden, oder sie werden in Streifen geschnitten und durch Maschinen gepreßt, getreppelt, gewellt (wie Wellblech). Durch die Wellmaschine oder Presse werden die Streifen acht- oder zehnmal hindurchgetrieben, bis ihnen so ziemlich aller Wassergehalt entzogen ist. Dann aber werden auch sie noch in Trockenräumen aufgehängt. Nach dem Trocknen haben diese Streifen eine wunderschöne hellgelbe Färbung angenommen. Geräucherte (dunkle) wie gepreßte (helle) Gummistreifen, jeder mehrere Yards lang, werden nun hübsch in Quadrate geschnitten und in Kisten verpackt. Durch große Boote werden diese dem nächsten Hafen zugeführt, um dort auf den Ozeandampfer verladen zu werden und in die weite Welt hinaus zu wandern.

Nachstehende kleine Tabelle veranschaulicht, in welchem Maße die Hevea-Gummisorten über die afrikanischen einen Vorsprung von mehr als 90 Prozent gewonnen haben. Geerntet wurde nämlich von beiden:

	1914:	1915:	1916:
Hevea — Plantagen	72,000 Tonnen	105,000 „	145,000 „
Paragummi	38,000 „	40,000 „	40,000 „
Afrikanische Sorten	8,000 „	8,000 „	8,000 „
	118,000 „	153,000 „	193,000 „

Für die hübschen Bilder und näheren Einzelheiten dieses Artikels sind wir der Hahn Automobile Company von Romo, Ind., zu Dank verpflichtet.

W.



Wilde Wagen.



Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Ernst Evers.

1. Gut Hausgemach geht über alle Sach'.

Dort, wo die Wogen mächtig brausen, und wo die Nordsee, welche man in jener Gegend wohl auch die Nordsee nennt, den weißen Schaum ihrer empörten Wellen oft schier ins finstere Gewölk hinaufschleudert, dort liegt die Insel Nordstrand. Ein kleines Fleckchen Erde ist es; aber mannshoch wächst dort der Weizen, und die grüne Weide ist saftig und nährt stattliche Kinder. Einst war die Insel viel größer als heute; aber das Meer brüllte wie ein Löwe und schlug die scharfen Fühne wie eine Hyäne hinein in das stille Ländchen und riß hier ein Stück ab und riß dort ein Stück ab, und oft hat man den Schrei der Inselbewohner, die mit Haus und Hof hinausgeschleudert und dem grimmen Tod in die Arme geworfen wurden, über die dunklen Wogen herüberhallen hören.

Im Jahre 1634 war's. Vom Husumer Hafen kam ein Schifflein herüber und steuerte zur Westspitze der Insel hin. Dort stand auf der Höhe, welche auf der Ebene von Menschenhand zusammengefahren ist, und welche sie in jenen Gegenden die Werft nennen, ein hohes, stattliches Gebäude. Die drei weißen spitzen Giebel schauten weit hinaus ins Meer und ragten in die Höhe wie drei erhobene Finger, welche über die Wellen hinüberwinkten zu dem Schiffer: Rehr' heim! Rehr' heim!

Das Haus mit den hohen Giebeln gehört dem Peter Stefens. Die grünen Saatkelder und die saftigen Weiden ringsumher gehören zu dem Gebäude.

Vor der Tür des Hauses steht die Bauerfrau. Blond ist ihr Haar, und rosig sind ihre Wangen, ihr Arm ist stark, ihr Angesicht ist ernst. Aber jetzt gleitet ein heller Schimmer über das ernste Angesicht, und ein freundliches Lächeln umspielt ihre Lippen. Ist es der Sonnenschein aus der Höhe, der in ihrem Antlitze widerleuchtet? Oder ist es die glühende See, aus deren Wellen es funktelt wie aus Millionen Perlen und Edelsteinen?

„Mutterherz,“ ruft ein zwölfjähriger Bube, „Mutterherz, siehst Du das weiße Segel drüben über den tanzenben Wellen? Ich will mit Dir drum wetten, daß es der Vater ist.“

„Ei, mein Junge,“ erwiderte sie und streichelte ihm das flachsblonde Haar, „darum wette ich nicht mit Dir, denn ich erkenne schon des Vaters rotes Fähnlein und weiß, daß er selber am Steuer sitzt; denn er nimmt seit fünf Minuten den Kurs ostwärts. Ich kenne seine Fahne und sein Steuern.“

„Heda, Martha, Bahne!“ rief der Knabe ins Haus hinein, „heda! kommt doch heraus! der Vater steuert schon ostwärts. He, wir gehen hinunter an den Strand.“

Gilg traten zwei Kinder aus der Tür. Die Martha Stef-

fenz mochte zehn Jahre zählen und der Bahne vierzehn. Der ältere Bruder hatte ein ernstes, sinnendes Auge und eine hohe, freie Stirn, welche von dem hellblonden, glatten Haar umrahmt war. Er schien mehr als der jüngere Bruder des Friesenstammes Sinn zu haben: verständig und bedächtig schaute er zur See hinüber; auch aus seinem Angesicht strahlte die Freude, aber er sprang nicht vor Herzenslust in die Höhe wie der Bruder. Er lugte scharf aus und sagte in ruhigem Tone:

„Es ist der Vater, das rote Fähnlein flattert am Mast.“

„Du hast recht, Tete,“ erwiderte die Mutter; „wir wollen ans Meer gehen und hören, welche Kunde uns der Vater bringt von der Muhme drüben im Tetenbüller Kirchenkoog und von den Kriegswettern, die über die Erde hinfahren wie schwarze Wolken, welche Blitz und Donner herniedersenden in die Häuser und Herzen der Menschen hinein.“

„Von der Tante höre ich lieber als vom Kriege,“ sagte ernst der ältere Knabe.

„Aber mir soll der Vater einmal die Geschichte erzählen von dem großen Schwedenkönig,“ sagte der Tete. Ihm leuchteten die Augen, und er ergriff der Mutter Hand.

„Gelt, Mutter,“ fuhr er fort, „das ist doch eine schöne Geschichte, die Geschichte jenes Tages, da der Heldenkönig das Lied anstimmte:

Vergage nicht, du Häuslein klein,
Obschon die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Dabon dir wird recht angst und bang:
Es wird nicht lange währen.

„Ich weiß es wohl noch, wie es weiter geschah: Gott mit uns!“ riefen die Kriegersleute. Der König aber wollte keinen

Harnisch anziehen, denn er sagte: „Gott ist meine Schutzwehr!“ Und er schwang sein Schwert, und alle die Seinen sahen es blitzen, und sie folgten ihm in die mörderische Schlacht von Lüken. Da zerschmetterte ein Schuß ihm den linken Arm, und ein zweiter Schuß fuhr ihm in den Rücken, und er sank vom Pferd und wurde noch eine Strecke weit in den Steigbügeln fortgeschleppt. Dann starb er in den Armen des Edelknaben Leubefing, der mutig an des Königs Seite ausgehalten hatte und selbst an seinen Wunden starb. Ei ja, ich hätte solch ein Edelknabe sein mögen.“ Dann blickte der Bube seine Mutter an und sah, daß ihr ein Schatten über das Antlitz glitt, und er schlug das Auge nieder und fuhr fort:

„Nein, der Edelknabe hätte ich doch nicht sein mögen, dann wäre ich nun tot, und ich mag noch gar zu gern mit flinken Füßen ans Meer eilen und mit fröhli-

chem Herzen bei den Eltern weilen, aber ein Reitknecht hätte ich sein mögen wie jener Jakob Erichson, der neben dem sterbenden König verwundet vom Pferde sank, aber doch mit dem Leben davonkam. Er wälzte, unterstützt von dreizehn Bauern, einen Stein an die Stätte, da sein König fiel, und nannte ihn den Schwedenstein. Ja, ich hätte wohl dabei sein und dem großen König solch ein Denkmal mit setzen mögen.“

„Hättest Du auch dabei sein mögen?“ fragte Martha den älteren Bruder.

„Nein, Martha,“ erwiderte ernst der Knabe, „ich will lieber daheim bleiben und den Pflug treiben und Weizen säen. Vom Kriege höre ich lieber nichts, denn der Krieg zerstört die Dörfer und Städte und tötet die Menschen.“

„Aber er macht die Menschen auch zu großen Helben,“ sagte eilig und eifrig der Tete.

„Wir können auch Helben sein, wenn wir daheim bleiben,“ erwiderte Bahne, „der Vater hat gesagt, wer das Haupt hoch halte, wenn das Unglück hereinbreche, und wer furchtlos auf den sturmbewegten Wellen segele, der sei ein Held — gerab' so gut wie der Feldherr, welcher Schlachten gewinne.“

„Ja, Bahne,“ erwiderte der andere, „das glaub' ich wohl; denn der Vater hat's gesagt; aber das ist doch großartig und schön, wenn das Kriegsheer dahindrauft und den bösen Feind besiegt und das Vaterland schützt.“

„Im — Mutter, ist's nicht viel schöner, wenn draußen die Meereswogen glühern wie gezückte Schwerter im Sonnenlicht, und wenn die weite See rauscht, und wenn dann der Ostwind weht, und wenn wir hinausgehen können aufs Watt und können den blanken, braunen Bergstein suchen und sehen, wie der Seehund in die Flut gleitet? Ist das nicht schön, Mutter?“

„Ja, mein Bahne, das ist schön,“ sagte sie, „denn dann schauen wir der Allmacht Gottes in das Auge.“

„Aber großartig ist's doch auch, Mutter,“ sagte der Tete, und sein Auge leuchtete, „großartig ist's doch, wenn solch ein mächtiges Kriegsheer dahergebraust kommt —“

„O Tete,“ sagte der ältere Bruder, „wenn die hohen Wogen draußen in der See daherberausen und sich türmen wie Berge und sich da drüben zerteilen, wo das Watt anhebt, und sich auf-tun wie eine große Flügeltür — das ist viel großartiger.“

„Du, was Du wohl meinst; das hab' ich schon oft gesehen, wenn die Wogen hoch gehen wie unser Ritschenbach — aber ein Kriegsheer mit wallenden Fahnen und blühenden Schwertern —“

„Das möcht' ich nimmer sehen.“ —



Und wieder an der Zeiten Schwelle
Empfangen wir ein neues Jahr,
Und tausend Stimmen jubeln helle,
Und alle Augen blicken klar.

Zu Ende ging ein Jahr der Schmerzen,
Ein Jahr voll Sturm und herber Zeit,
Heut wacht das Wünschen auf im Herzen
Und jubelt durch die Lande weit.

Du junges Jahr — das Tor ist offen,
Und um dich her strahlt Frührothsein.
Mag, wenn du gehst, ein jedes Hoffen
Zu reicher Frucht geworden sein!

Der Tete schaute fragend und forschend seiner Mutter ins Angesicht.

Sie ergriff die Hand des einen Buben und des andern und sagte in ernstem Tone:

„Der Krieg, mein Tete, hat dem Lande, das drüben jenseits der Wellen liegt, dem armen deutschen Vaterlande, so tiefe Wunden geschlagen, daß ich aus Herzensgrund dem Bahne zustimmen muß; aber seht, wie der Südwest dem Schifflein das Segel bläht. In zehn Minuten wird der Vater ins Wattenloch hineinsteuern. Gott gebe, daß er Friedensbotschaft mitbringe und gute Kunde uns melde von meiner Mutter einzigen Schwester, der vielliebten und trefflichen Wiebke Edleß am Tetenbiller Kirchenkoog.“

Eilig schritt die Schar hinaus auf das grün bewachsene Vorland, das der wilden See allmählich abgewonnen war. Die weißen Luchlein ließen sie im Winde flattern, und von seinem Fahrzeug her sandte der Vater den Gegengruß.

Es war auflaufendes Wasser, d. h. die Flut kam. Noch lag das Watt, jener dunkle Schlick vor dem grünen Vorland, da wie ein schwarzgrauer Brei, aber von Minute zu Minute hüllten die grünlich grauen Wogen ein Stückchen der schlüpfrigen Masse nach dem andern in ihren weiten Mantel ein, und wenn der Abend kommt, werden die Wellen des Hochwassers bis dorthin plätschern, wo die Muschelschicht das grüne Vorland von dem schwarzen Watt scheidet.

Auf dem erhöhten schmalen Streifen Landes, der wie ein niedriger Wall sich über das Vorland dahinzieht, schreitet Frau Steffens mit ihren Kindern vorwärts bis dahin, wo das Seewasser sich wie ein enger Kanal bis an den Damm entlang zieht. Dort bei den Pfählen, an denen Peter Steffens sein Schifflein festzulegen pflegt, stehen sie stille. Der Bauer hat das Segel eingerefft und schiebt mit dem in den Grund gestemmten Ruder sein Fahrzeug vorwärts. Es geht langsam, aber er kommt ans Ziel. Jetzt hat er die Kette um den eisernen Pfahl geschlungen. Die beiden Knaben sind zu ihm ins Schifflein gesprungen und haben schon Umschau gehalten unter den Schätzen, welche der Vater aus der Stadt und von der Muhme mitgebracht hat. Peter Steffens ist ans Land gesprungen und steht inmitten der Schar der Seinen. Er ist ein starker und stattlicher Mann. Größer ist er als die meisten Männer des Friesenstammes; aber sein Haar ist so blond wie das Haar der andern, und sein Auge schaut klar und klug und ruhig in die Welt hinaus. Der lange helle Bart wällt auf die Brust hernieder; die breiten Schultern und die schwieligen Hände verraten es, daß der Mann Lasten tragen kann und sich vor der Arbeit nicht scheut.

Peter Steffens begrüßt mit kräftigem Handschlag die Seinen. Die beiden Knaben sind unterdessen wieder auf das Fahrzeug gesprungen und bemühen sich, etliche Warenballen ans Land zu bringen. Der Vater wendet das Auge zu ihnen hinüber:

„Kinder,“ spricht er, „laßt alles liegen, wie es liegt; es sind mancherlei Schätze, die ich heimbringe; wir würden doch nicht den vierten Teil auf die Werft tragen können, darum soll der Carsten die Braunen anspannen und soll die ganze Ladung auf dem Wagen nach Hause fahren.“

Raschen Schrittes eilten Peter Steffens und die Seinen über das Vorland dahin.

„Vater,“ fragte die Hausfrau, „welche Kunde bringst Du uns von meiner Mutter Schwester, der trefflichen Wiebke Edleß? Daß Du allerlei ernste Botschaft zu vermelden hast, das habe ich schon aus Deinem Angesicht herausgelesen.“

„Was ich Euch zu vermelden habe, wird ernste Botschaft

sein und wird besser beredet und beraten daheim, als hier draußen auf der grünen Flur.“

„Triffst Du die Muhme bei guter Gesundheit?“

„Ja, gesund ist sie, aber ihr Haar ist gebleicht während der beiden Jahre, in denen ich sie nicht gesehen hatte, und auf ihrem Haupt lagert des Alters Zeichen wie der Schaum auf den Wellen.“

„Sie geht ins siebenzigste Jahr; manche Trübsalshitze hat sie ausstehen müssen, und manche Wetterwolke ist über ihr Haupt dahingezogen; und Sonnenschein und Regen bleichen aus graues Leinen und machen es schneeweiß.“

„Weit war der Weg, den ich gehen mußte, und mancherlei Geschäfte hatte ich zu besorgen; länger als acht Tage hat mein Fahrzeug im Husumer Hafen gelegen. Derweil hat sich manches ereignen können — Gutes und Böses.“

„Die Blesse mit dem abgestoßenen Horn,“ sagte der Bahne und trat an die Seite des Vaters, „hat ein kräftiges Rälblein und wird alle Tage fünfmal gemolken; und am letzten Donnerstag kam ein milder Regen, welcher der Sommerfaat gar wohl getan hat, daß sie mächtig grünt und eine gute Ernte verheißt; sonst ist alles im alten Geleise vorwärts gegangen.“

„An solcher Rede erkenne ich meinen Velesten,“ sagte mit wohlgefälligem Lächeln Peter Steffens, „dem Jungen ist die Wirtschaft ans Herz gewachsen. Recht so, Bahne, gehe nur weiter auf solchem Wege, dann wirst Du einst ein Bauersmann werden, wie er im Buche steht.“

Das Auge des Bauern schweifte von seinem Kinde hinüber über das Weizenfeld. Das Haupt des Mannes nickte, und Freundlichkeit und Zufriedenheit redeten aus seinem Antlitz:

„Sieh, der Weizen hat auch während meiner Abwesenheit Aehren gesetzt. Wallende Aehrenfelder um den Hof, und im Hofe Weib und Kinder blühend in Kraft und Gesundheit — da mag ein Bauersmann fröhlich heimkehren und seinem Gott danken, daß die Geißel der Völker, der grimme Krieg, drüben vor den Meereswogen Halt gemacht und sich nicht herübergemagt hat auf unser stilles Eiland.“

Unter solchem Gespräch waren sie die Werft hinaufgeschritten. An der Tür standen die Knechte und Mägde und schauten forschend und fragend in das Angesicht des Hausherrn, grüßten ihn mit freundlich ehrerbietigem Gruß und hätten gar zu gerne erfahren, wie es draußen aussähe im Toben und Wogen der Völker. Aber die Mägde wurden in die Küche geschickt, daß sie die Mahlzeit besorgten, denn es war Mittagszeit, und die Knechte mußten eilig anspannen, um die mitgebrachten Schätze vom Strande heraufzuholen. Derweil machte der Vater es sich bequem in seinem Sorgenstuhl und ließ sich von seinem Weibe die Wangen streicheln; die Kindelein umstanden seinen Stuhl. „Nun, Vater,“ sagte die Hausfrau, „wir brennen schon vor Begierde, all die Nachrichten zu vernehmen, welche Du heimgebracht hast. Ein verborgenes Fleckchen Erde ist die Insel, und selten wird sie berührt vom Fuße des Fremden, die Wellenschläge der Zeit rauschen selten an unseren Strand; darum lauschen wir mit Begier, wenn einmal ein Widerhall vom Toben der Völker und eine Kunde von dem Treiben der Menschen, die drüben auf fester Erde wohnen, zu uns herüberschallt.“

„Ich will zuerst von der Muhme erzählen; die Angelegenheiten der Familie beredet man am besten im engsten Kreise. Ich sagte es schon, daß die Jahre ihr auf dem Haupte liegen und ihr den Rücken gebeugt haben. Die Kriegsstürme haben in den letzten Jahren ihren Hof umtobt; und wenn schon der gewaltige König Israels flehte: „Laß mich nicht in der Menschen Hände fallen,“ so ist es leicht erklärlich, daß eine schwache

Witwe wünscht, daß ihr Haus und Hof lieber von sturmbezwungenen Meereswogen möge umrauscht, als von den Wettern des Krieges durchtobt sein."

"Sind denn die fremden Kriegsscharen wieder ins Land gekommen?" fragte die Hausfrau.

"Wie verwehte und verwilberte Bienenschwärme schweifen und streifen sie umher; ohne Führer und ohne Kriegszucht rauben sie. Wohl sagt man, daß jetzt der Krieg aus den schleswigischen Landen gewichen sei, aber alle Tage muß man fürchten, daß eine wilde Schar von Mordgesellen auf den einsam belegenen Hof sprengt und diejenigen für Feinde erklärt, die nicht ihrem Begehren und ihren Gelüsten Genüge tun. Die Treue ist selten geworden im Lande, und eine starke Stütze ist für ein Weib schwer zu finden. Darum hat mich die Muhme gebeten, ihr eins von unseren Kindern zu überlassen."

"Eins von den Kindern, Vater?" fragte mit erschrockenem Gesicht Frau Steffens.

"Ja, Mutter. Du weißt, daß sie mit der Familie ihres verstorbenen Mannes abgeteilt hat, und daß der große schöne Besitz im Tettenbüller Kirchenkoog einst in die Hände unserer Kinder kommen wird. Nun meint die Muhme, daß es kein unbilliges Verlangen sei, wenn eins der Kinder ihr in den alten Tagen eine Stütze werde. Wenn die Knechte und Mägde draußen sind, hat die Alte kein Menschenherz, in welches sie ihre Fragen und Sorgen ausschütten kann, und wenn auch die Großmagd schon seit sechzehn Jahren bei ihr im Dienst steht, so meint sie doch mit Recht, daß sie mit einer Kindesseele, die sie ganz als ihr eigen Kind ansehe, fester zusammenwache."

"Aber, Vater, welches von den Kindern wolltest Du hingeben in die Ferne und Fremde?"

"Nicht in die Fremde gebe ich mein Kind," erwiderte er im ernstesten Tone, "sondern dahin, wo es ein Mutterherz finden und wo es für die ganze Zukunft seine Heimat haben wird."

"Das ist wohl wahr," sagte die Frau und wischte sich eine Träne von der Wange, "aber wenn die Leute der Insel aufs Festland kommen, dann werden sie krank vor Heimweh; denk' nur an den Riß Nissen von Nordstrandischmoor, der mit den Dänen hinauszog, um wider die Kaiserlichen zu kämpfen: sah er nicht wie eine Leiche aus, als er heimkehrte? Das Heimweh hatte ihm im Herzen gezehrt und hätte ihn getödtet, wenn er nicht bei Nacht und Nebel sich davongemacht hätte und heimgekehrt wäre."

"Riß Nissen war ein Schwärmer," erwiderte der Mann, "und die Begeisterung, die eilig dahergeflogen kam, war ebenso eilig wieder verfliegen, und da kam das Heimweh. Auch schicke ich mein Kind nicht ins wilde Kriegsleben, sondern an ein treuliebendes Mutterherz; ich schick's nicht dorthin, wo die Lawinen von den Bergen stürzen; es geht nicht weiter als dahin, wo es auch noch das Toben der Meereswellen hört; und wenn der Bube das Roß aus der Muhme Stall zieht, dann kann er in einer halben Stunde die See erreichen und kann vom hohen Deiche aus seiner Eltern Haus über die Wogen winken sehen."

"Ja, ja, Peter, es wird immerdar winken: Kehre heim, kehre heim!"

"Mutter," sagte er, "Du warst immer ein verständiges Weib, wer hat Dir doch in meiner Abwesenheit solche Müden und Schmeißfliegen in den Kopf gesetzt, daß Du die Kinder in Torheit bestärkst und ändern willst, was sich nicht ändern läßt, und Pflichten beiseite schieben willst, die Dir auf dem Gewissen liegen sollten?"

Sie wischte sich wieder die Tränen von den Wangen und fragte:

"Welches von den Kindern soll denn hinausziehen zu der Muhme?"

"Bahne, denk' ich."

Da stürzten dem Buben flugs die Tränen aus den Augen heraus, und er sah die Mutter an mit einem flehentlich bittenden Blick; aber er sagte kein Wort. Er wußte, daß des Vaters Wort im Hause ein unabänderliches Gesetz sei. Bahne Steffens hatte manches gelernt, aber seinem Vater widersprechen hatte er nicht gelernt.

Der Tete aber schaute eine Weile in des Bruders weinende Augen hinein; dann wandte er sich hastig zu dem Vater, legte ihm schmeichelnd den Kopf auf die Schulter und sagte:

"Höre, Vater, der Bahne ist an die Insel gewachsen; gelt, wenn Du ihn losreißen wolltest — ich glaub', er würde sterben; aber ich möchte die Welt sehen und die Krieger, die draußen übers Festland dahinziehen mit ihren blühenden Waffen; und ich fürchte mich nimmer, und wenn sie das Haus der Muhme überfallen wollten, würde ich mit dem Schwert dreinschlagen."

"Das weiß ich," sagte lächelnd der Vater, "daß Du ein großer Held bist; aber ich habe einmal gelesen, daß einem jungen Adler die Flügel verbrannt seien, weil er sogleich bei seinem ersten Ausflug höher und immer höher geflogen und der Sonne zu nahe gekommen sei; darum ist es besser, daß die jungen Adler und die kleinen Buben im Nest bleiben, bis sie so verständig geworden sind, daß es gut sei, nicht zu hoch zu fliegen."

Der Knabe schaute forschend in des Vaters verstandenen, aber er sann er hatte offenbar die Rede nicht pölig verstanden, aber er sann und sann über die Worte, und allmählich ging ihm ein Licht darüber auf, was der Vater eigentlich gemeint habe.

Peter Steffens aber hatte sich erhoben, hatte seinem Aeltesten die Hand aufs Haupt gelegt und sagte:

"Tröste Dich, mein Junge, Dein Vater wird kein Tyrann wider Dich sein, und die Muhme wird nichts Unmenschliches verlangen; vorläufig wirst Du zum Herbst, wenn die Ernte getan ist, auf vier oder fünf Wochen zum Besuch aufs Festland fahren, magst auch meinethwegen Deinen heldenmüthigen Bruder mitnehmen, ich bringe Euch im Boote hinüber und hole Euch selber wieder. Dann wird's auch Dir dort drüben wohl gefallen, daß Du die rotwangigen Äpfel scheffelweise von den haushohen Bäumen wirst pflücken können, während bei uns die Bäume vor dem scharfen Westwind sich gebeugt haben und selbst verkrüppelt sind und verkrüppelte kleine Früchte tragen."

Der Knabe schaute den Vater fragend und mit freundlichem Blick an. An rotwangigen Äpfeln hatte er immerdar eine ganz besondere Freude gehabt, und noch immer gedachte er jenes Tages, da er als kleines Bübchen aus dem hohen Baum hinter der Muhme Schlafstubenfenster sich selber hatte den Äpfel pflücken dürfen, der schier so groß gewesen war wie eines Mannes geballte Faust. Der Vater blickte lächelnd dem Knaben ins Angesicht und fuhr fort:

"Diesen Herbst wird's bei der Muhme also nur ein Besuch zur Apfelernte sein. Bis zum nächsten Frühling geht schon manche Flut ans Land und mancher Sturm übers Land, und was dann kommen wird, das soll uns heute noch nicht die Tränen aus den Augen pressen. Und wenn Du dann während des Sommers der Muhme mit verständigem Wort und treuem Herzen an die Hand gehst, dann wird's Dir und uns nicht zum Schaden sein, ihr aber wird Dein Leben und Lieben wie ein Sonnenschein am Lebensabend sein."

"Darf ich dann wieder heimkehren, wenn der Herbstwind weht?" fragte er.

„So weit rechnen wir noch nicht,“ sagte in ernstem Tone Peter Steffens.

„Dann bin ich auch schon so viel älter geworden,“ fiel ihnen der Tete in die Rede, „und darf gewiß auch einmal hinaus.“

„Dort fährt der Carsten auf die Werft,“ sagte der Bauer.

Alt und jung eilten hinaus, um die Schätze vom Wagen zu heben. Dieselben wurden auf dem Flur auf Tischen und Läden ausgebreitet, und jedes einzelne Stück wurde gebührend bewundert. Die Kleidungsstücke und Schmucksachen zeugten davon, daß der Krieg den Bauern der Insel noch nicht den Wohlstand genommen habe; da war für die Frau ein Silberschmuck, eine schwere Kette, mit Schaumünzen reich verziert, und für das Mädchen ein wollenes Kleid, das künstlich durchwirrt war mit seidenen Streifen. Den Buben behagten die Pelzmützen, die für den kommenden Winter aufbewahrt werden sollten, ganz besonders; aber der Bahne legte sein „Hauptstück“, wie es der Carsten-Knecht nannte, bald zur Seite und schwang die blankte Sichel und prüfte ihre Schärfe. Keiner von den Hausbewohnern ging leer aus, und weil die Insel vom Verkehr weit ablag, waren nicht nur die Geräte für die kommende Ernte da, sondern es war immerhin möglich, daß zum Herbst die fremden Schiffer den Weizen und Hafer von der Insel abholen würden, und daß der Vater mit seinem Schifflein vor dem nächsten Frühling nicht wieder nach Husum kommen würde. Der Carsten-Knecht, der schon seit acht Jahren auf dem Hofe des Peter Steffens den Weizen mähte, stand an der großen Eichenlade und prüfte bedächtig die neuen Holzschuhe, welche mit blanken Nägeln beschlagen waren, und untersuchte vorsichtig mit dem neuen, starken Messer die Fußbekleidung aus Erlenholz, ob auch ein Knaht oder eine verborgene Spalte darin sei. Er schien aber mit den Einkäufen des Hausherrn zufrieden zu sein, denn er ließ die blankgefeilten Nägelspitzen der Holzschuhe in der Sonne funkeln und lächelte wohlgefällig. Die Großmagd aber hatte eilig die Hände und Arme mit der Rückenschürze abgetrocknet und hatte mit staunendem Ausruf das Wollenzug bewundert, dazu sie im vorigen Winter die Wolle selbst gesponnen hatte, und welche der alte Schiffer vom Norddeich im Frühjahr zum Husumer Weber mitgenommen hatte. Nun war das Gewebe fertig; aber die Magd hatte nicht lange Zeit, ihren Schatz zu bewundern, denn aus der Küche trat die Hausfrau und trug die große, dampfende Zinnschüssel, und die Magd eilte, ihr die Stubentür zu öffnen. Die Frau Steffens aber mahnte:

„Laßt die Suppe nicht kalt werden; was der Vater heimgebracht hat, wird während des Essens nicht weglaufen, und Eure Augen werden auch nach Tisch nicht trübe sein; jezt steht dem Vater der Magen schief nach der langen Fahrt; darum kommt eilig herein!“

2. Wenn's Krieg gibt, macht der Teufel die Hölle heiß.

Die Wohnstube des Westerhofes war ein großes Gemach; zwei Fenster schauten nach Westen hinaus über die See, und zwei Fenster schauten nach Süden hin über die See. Die Wände waren weiß getüncht und glänzten im Sonnenschein; der Fußboden war aus roten Ziegeln gefügt und mit weißem Seesand bestreut. Unter den Südfenstern entlang stand die Holzbank, und vor derselben der lange und starke eichene Klappstisch. Vor dem Tische standen zwei Stühle, deren hohe Lehnen mit Engelsköpfen und Blumengewinden reich verziert waren. Des Bauern verstorbenen Vater war ein Meister gewesen in der Holzschnitzerei und hatte die Engelsköpfe und die Rosen an den Stühlen mit eigener Hand ausgeschnitten. Auch Peter Steffens saß an den langen Winterabenden hinter der Tranlampe und trieb

die edle Holzschnitzkunst; aber so lieblich, wie sein Vater es gemacht hatte, wußte er die Engelsköpfe nimmer herzustellen. Zu jeder Seite der Stühle stand eine Bank. In den Lederbeschlagenen Stühlen hatte die Hausherrschaft ihren Platz, und Kind und Gesind gehörte auf die Bänke. Der Haushater besetzte mit kräftiger Stimme das „Komm, Herr Jesu!“ und alle Tischgenossen sagten „Amen“. Dann taten sie der kräftigen Speise, welche die Bäuerin auf den Tisch gebracht hatte, alle Ehre an; als aber „die Mühlen langsamer gingen“, wie der Carsten-Knecht zu sagen pflegte, das heißt gegen Ende der Mahlzeit, schaute der letztere mit fragendem Auge seinen Herrn an, als ob er sagen wollte: Eine gute Rede würzt das Mahl; und als ob er fragen wollte: Hast du nicht mehr mitgebracht in deinem großen Segelboot, und hast du nicht mehr auszuframen, als was draußen auf dem Flur liegt? Peter Steffens kannte seinen Knecht genau. Er nickte mit dem Kopf, legte die Gabel an die Seite und sagte:

„Ja, ja, Kinder, von der Muhme habe ich Euch schon erzählt, daß ihr der Schnee um die Schläfe wallt auch mitten im Sommer, und daß ihr die Zeit und die Sorgen tiefe Furchen ins Angesicht gepflügt haben; aber die Muhme steht doch da wie eine alte Esche, welche dem Wind und Wetter troht, und eine Friedensgestalt ist sie mitten im Kampf des Lebens; denn ihr Gott ist ihr größtes Gut, und ihre Stärke ist ihr heiliges Gebet, darum hat sie Frieden mitten im Sturm der Zeiten. Und das ist ein Glück fürs Menschenherz, wenn es sich einen andern Grund gesucht hat, darauf es sein Glück baut, als den fliegenden Sand des Weltlebens. Ach, Kinder, da draußen sieht's böse aus; die Höhen fallen vom Thron, und die Schandtat sieht sich darauf. Langsam zieht in unseren Tagen böse Kunde durch die Lande, weil die Dörfer und Städte drüben in deutschen Landen meilenweit wüst liegen; und wenn ein Nachbar von ferne her Botschaft bringt, dann glaubt man ihm nicht, weil Lug und Trug im Schwange gehen; aber die Botschaft, die ich heute bringe, war doch die erste, die ich drüben in Husum hörte, und man wunderte sich, daß dieselbe noch nicht zu unserer Insel herübergedrungen war. Doch ich will von vorne anfangen. Wir haben es schon im vorigen Sommer gehört, daß der große König Gustav Adolf auf dem Felde von Lützen gefallen ist. Furcht und Schrecken zogen damals durch die Lande bis zu unserer Insel herüber; der starke Arm war gebrochen, der den kaiserlichen Scharen einen gewaltigen Damm entgegengesetzt hatte, man glaubte, daß Wallenstein mit seinen sengenden und mordenden Scharen wieder, wie vor wenigen Jahren, die Kriegsfackel bis an die Nordsee tragen werde; man zitterte, wenn man sich von den Brandschakungen des Generals Gallas erzählte, und zitternd fügte man hinzu: Er wird wiederkommen; denn ich weiß, daß unsere Acker fruchtbar und unsere Hände arbeitsam sind; er wird wiederkommen und wiederum dasjenige nehmen, was der Fleiß der letzten Jahre uns eingebracht hat. Wallenstein und Gallas, das waren die Namen, vor denen die Welt zitterte. Aber Wallenstein trug nach der Lützen Schlacht die Kriegsfackel nicht an die Nordsee, auch sandte er weder den Gallas noch sonst einen seiner Generale ins nördliche Deutschland. Etliche meinten, er habe sich gefürchtet vor dem schwedischen Kanzler Oxenstierna, der ein gar kluger und mutiger Mann sein soll.“

„Vater,“ rief urplötzlich der Tete, „haben denn die Scharen nicht dem Wallenstein eine große Schlacht geliefert und sie gerächt für den Tod des großen Königs? Ei, wenn ich ein Schwert tragen könnte, dann würde ich gewiß in den Krieg ziehen wider die Kaiserlichen, denn Carsten-Knecht hat auch gesa-

Neujahr.

Nach H. Pfannschmidt-Deutner.

Die Flügel sanken leise
Dem alten, müden Jahr,
Es trug auf seiner Reise
Viel harte Last fürwahr!
Schwer ist's von Tränenregen,
Von Angst und Not und Schmerz,
Die will es stille legen
An Gottes Vaterherz.

Nun reckt die jungen Schwingen
Empor das neue Jahr,
Es will zum Lichte bringen,
Das rein und stark und wahr;



Noch liegt im Nebelscheine,
Was jeder Tag ihm bringt,
Doch glaubt es fromm das eine:
Ein heil'g Werk gelingt!

Ja, Goffen, Trauen, Glauben
An Gottes Gnad' und Macht
Kann uns kein Teufel rauben,
Und wenn die Welt verkracht!
Drum hebe deine Flügel
Getrost, du junges Jahr, —
Noch hält Gott selbst die Bügel
Und richtet wunderbar!

wenn jene Sieger bleiben würden, dann würden sie uns alles wegnehmen, unser Geld und unsere Häuser, ja sogar unsere Bibel, unsere Religion und unser Leben. Sag, Vater, hat der Degenstierna den Wallenstein aufs Haupt geschlagen?"

„Das hat er nicht getan, mein Junge,“ fuhr der Hausherr fort, „der Degenstierna war der Mann des Rates; aber seine Feldherren sind siegreich gegen die Kaiserlichen vorgebrungen. Der Herzog Bernhard von Weimar hat die Reichsstadt Regensburg eingenommen, welche der Schlüssel ist zu des Kaisers Reich. Der Kaiser geriet in große Angst, aber sein Feldherr lag in Böhmen und feierte Feste und verschwendete sein Geld. Daß er Furcht vor den Schweden gehabt habe, glaube ich nimmer; aber er wird wohl gehofft haben, daß im trüben für ihn gut fischen sei. Man sagt, er habe mit den Schweden und mit den norddeutschen Fürsten ganz im geheimen verhandelt, habe nur seinen eigenen Vorteil im Auge gehabt und habe ganz vergessen, daß er des Kaisers Diener sei; er, der aus einem schlichten Edelmann zuerst ein Graf und dann ein Fürst geworden sei, habe nun seine Hand nach der böhmischen Königskrone ausgestreckt. Ob's wahr ist — wer kann's sagen? Aber das ist gewiß, daß er, ohne des Kaisers Rat und Willen zu hören, Verhandlung mit dem Feinde angeknüpft hat — zuerst über einen Waffenstillstand und dann über den Frieden.“

Der Bahne hatte die Hand auf den Arm des Vaters gelegt; ihm war's wie ein Sonnenschein übers Angesicht geglitten, als er das letzte Wort seines Vaters gehört hatte.

„Ist denn nun Friede geworden, mein Vater?“ fragte er hastig.

„Nein, mein Junge,“ erwiderte Peter Steffens, „ich will Euch erzählen, wie es nun geworden ist. Ein böser Groll und grimmer Zorn hat im Herzen des Kaisers tiefe Wurzeln geschlagen, und er hat den Mann, der ihn selbst so häufig aus der Not gerissen, der seinen Thron wider die Feinde geschirmt hat, den Mann, den er von einer Ehrenstufe auf die andere erhoben hat — ja, er hat den Wallenstein für vogelfrei erklärt, daß jedermann ihn ungestraft töten dürfe, wo und wann er ihn finde. Der Herzog hat es zwar versucht, die Armee und ihre Generale für sich zu gewinnen, aber der Kaiser hat's erfahren und hat an die Befehlshaber den Befehl geschickt, den Herzog von Friedland nebst seinen beiden Anhängern Jillo und Terzky zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen. Der Gallas aber wurde zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt.“

„Der Gallas?“ fragten wie aus einem Munde die beiden Knaben, und der Bahne fuhr fort: „Derselbe Gallas, Vater, der drüben bei Husum auch die Wittwen brandschäken ließ und weil weder Geld noch Gut zu finden war, ihnen die Häuser anzünden ließ?“

„Derselbe, mein Sohn.“

Dem Lete blickte es aus dem Auge heraus; er machte mit seinem Arm eine Bewegung, als ob er ein Schwert schwinde, und fragte: „Gelt, Vater, wenn ich groß bin, und der Gallas ist noch des Kaisers Feldherr, dann darf ich doch wider ihn ins Feld ziehen?“

„Mein Kind,“ erwiderte der Bauer, „schlage Dir die Kriegsgedanken aus dem Sinn. Du bist nicht geboren, um das Schwert, sondern um die Sichel zu führen; und ich denke, wenn Du wider den Gallas kämpfen wolltest, dann müßtest Du wohl eilen; denn ich halte dafür, einer, der so hoch gestiegen ist wie der Gallas, — daß solch einer so lange seinen Platz einnimmt, bis der Wind umspringt, und Ihr habt's schon oft erfahren, daß die Stolzen und Gewaltigen, die auf schwinbliger Höhe stehen, gar leicht einen tiefen Fall tun können.“

„Aber vom Wallenstein,“ sagte die Hausfrau, „wolltest Du erzählen; ich bin begierig zu hören, ob auch er das Wort wahr gemacht hat, das Du eben geredet hast.“

„Als ich das Wort redete,“ fuhr der Bauer fort, „dachte ich ebensoviel an den Wallenstein wie an den Gallas. Es ist eine traurige Geschichte, die ich Euch nun in kurzen Worten erzählen will. Wallenstein war einst als Kind im protestantischen Glauben erzogen; als Jüngling hatte er den Glauben seiner Kindheit von sich geworfen und war Katholik geworden, als Mann hat er allen Glauben von sich geworfen, und wo das Herz glaubenslos wird, da kehrt der Aberglaube ein. Der stolze Herzog, der seinem Gott meinte über den Kopf gewachsen zu sein, laß sein Geschick aus den Sternen und nahm das Geflimmer jener lichten Welten als eine Stimme Gottes an. Aus den Sternen aber glaubte er Glück herausgelesen zu haben, und deshalb war der kluge Mann blind geworden den Anschlägen seiner Feinde gegenüber. Wie er seinen kaiserlichen Herrn hatte betrügen wollen, so wurde er selber von seinen Untergebenen schändlich betrogen. Der Irländer Leslie, den er mit Ehren überhäufte, den er in sein Vertrauen hineingezogen hatte, wurde sein Verräter. Mit zwei Schotten, dem Obersten Buttler und dem Oberstleutnant Gordon, hatte sich Leslie verbündet, um seinen Wohltäter in die Hände des Kaisers zu liefern. In die Stadt Eger hatte sich der große Feldherr mit seinen Scharen hineingeworfen. Dort wurde von den Werkzeugen des Kaisers ein Gastmahl bereitet. Wallenstein erschien nicht, aber seine Freunde Rinsky und Terzky wurden hinter den schäumen- den Bechern erstochen; Jillo, des Herzogs tapferer Kampfgenosse, setzte sich mächtig zur Wehre und stieß zwei der Feinde nieder, aber überwältigt von der großen Schar, sank er von zehn Stichen durchbohrt zu Boden. Dann zogen die Mörder mit ihren Scharen hinüber zum Herzog, der am Markt seine Wohnung

hatte. Wallenstein hatte vor einer Stunde noch aus den Sternen gelesen, daß die Gefahr vorüber sei, dann hatte er ein Bad genommen und stand im Begriff, ins Bett zu gehen. Da hörte er draußen laut rufende Stimmen, er hörte im Hause selber einen Schrei und einen Ton, als wär's ein Todesröcheln. Der Page des Herzogs sank unter den Streichen der Mordgesellen nieder. Eilig drangen sie alsbald vor. Sie hatten zwar keine Vollmacht noch Auftrag vom Kaiser, den Feldherrn zu töten; aber sie hatten Rat gehalten und waren einig geworden, daß eine geschwinde Exekution nötig sei, denn es gebe kein anderes Mittel, dem Kaiser die Festung Eger und die Treue zu bewahren; und nur auf solche Weise hätte das hochlöbliche Haus Oesterreich wahrhaft und stracks gesichert werden können. Auf Grund dieser Vereinbarung drang der Hauptmann Deverour mit sechs Dragonern bis zum Schlafgemach des Feldherrn vor; die Thür war verriegelt; von den Fußtritten der Krieger wurde dieselbe gesprengt. Da stand der Feldherr im Hemd vor den rohen Mordgesellen; sein blinkendes Auge hatte sich auf sie gerichtet; aber wenn die Hyäne erst Blut getrunken hat, wird sie immer blutdürstiger, und kein Blick aus Menschenaugen kann ihre Wut stillen. „Schelm und Verräter,“ schrie der Hauptmann. Der Feldherr breitete die Arme wider ihn aus, und mit der Partisane versetzte jener ihm den Todesstoß.

Der Bauer schwieg. Die Hausfrau hatte die Hand über die Augen gelegt und saß eine Weile da mit gesenktem Haupt, auch die Knaben sagten kein Wort. Die Kunde war zu gewaltig.

„Welch ein Gottesgericht,“ sprach dann Frau Steffens, „ist über den gekommen, welcher der Schrecken der Völker war, und vor dem die Fürsten und Könige zitterten! Aber nun erzähle noch, wenn Du etwas darüber gehört hast, wie der Kaiser die Bluttat aufgenommen hat, und welche Strafe diejenigen haben leiden müssen, welche sich also an eines Fürsten Leben vergriffen haben.“

„Ja, ja,“ sagte der Bauer, „ich war noch nicht zu Ende. Als Kaiser Ferdinand gehört hat, daß sie seinen großen Feldherrn ermordet, seinen Leichnam in ein rotes Tuch gewickelt und in die Citabelle zu den übrigen Ermordeten geworfen haben, da hat er eine Träne vergossen, hat auch angeordnet, daß die Leiche Wallensteins in Gitschin beigesetzt werde, und hat in Wien für die Ermordeten dreitausend Seelenmessen lesen lassen, aber etliche der Mörder hat er zu Kammerherren ernannt, den anderen aber hat er goldene Ketten und Rittergüter geschenkt.“

„Vater,“ fuhr der Zete drein, und seine Wangen glühten, und seine Augen funkelten wie feurige Kohlen auf dem Herd, „Vater, müssen wir nicht alle gegen solchen Kaiser in den Krieg ziehen, der die Mörder belohnt?“

„Auf beiden Seiten ist schwer gesündigt,“ erwiderte ernst der Bauer, „der große Feldherr hat unrecht getan gegen seinen Kaiser, und der Kaiser gegen seinen Feldherrn, aber Gott allein ist Richter zwischen den beiden und ist Rächer des Unrechts. Wir halten weder ein Kriegsschwert noch ein Gerichtsschwert in unserer Hand. Du aber, mein Sohn, lerne aus dieser Geschichte, daß nicht Kriegsrühm und äußerer Glanz die Menschen glücklich macht, und lerne es schätzen, daß wir wohnen dürfen fernab vom Sturm des Lebens und in der Stille und im Frieden unsere Scholle bauen und unser Brot essen dürfen.“

„Vater,“ fragte der Böhne, „ist denn nun nicht der Krieg beendet, da der große Feldherr tot ist?“

„Nein, Böhne,“ fuhr er fort, „der Kaiser hat seinen Sohn Ferdinand, den König von Ungarn, zum obersten Feldherrn er-

nannt, aber man sagt, daß dieser nur den Titel und die Ehre haben solle, während Graf Gallas den Oberbefehl habe und den Krieg führe; und was wir von diesem erwarten dürfen, das haben wir schon vor etlichen Jahren gesehen; auch redete man davon, daß die Kaiserlichen immer neue Heerschaaren um ihre Fahne gesammelt, daß sie den Lutherischen die Stadt Regensburg wieder entrissen haben und wider die Schweden gen Bayern und Schwaben vorgerückt seien, ja, man redete von einer großen Schlacht, in welcher die Schweden sollten geschlagen sein; doch hielten andere diese Nachricht für eine Fabel: aber sicher ist es, daß die Kaiserlichen mit neuem Mut und frischen Hülfskruppen den Krieg fortführen werden. Sechzehn lange Jahre hindurch ist nun schon Brand und Verwüstung, Mord und Blutvergießen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gezogen: Trümmerhaufen sollen an vielen Orten dort sein, wo einst stattliche Dörfer unter den Baumwipfeln herauschauten, und was die Kaiserlichen übrig gelassen haben, das sollen böse Seuchen hinweggerafft haben. In Lettenbüll war ein Kriegsmann, der unter dem Dänenkönig die Schlacht bei Lutter am Barenberge mitgemacht und sich dann von den Schweden hatte anwerben lassen, dem aber die Brust krank geworden war, und der nun heimgekehrt war zu den Seinen. Er hat es mir selbst erzählt, daß, je weiter man gen Süden komme, es desto schlimmer aussehe, und daß drüben in der Magdeburger Gegend und weiterhin das einst fruchtbare Land jetzt meilenweit zur Wüste geworden sei, und daß das Schwedenheer auf seinem Marsche Dörfer getroffen habe, die völlig ausgestorben gewesen seien; ja, daß er selber an mehreren Orten verwesende Leichname in den Häusern gesehen habe, da die letzten Bewohner entweder von der Seuche dahingerafft oder vor Hunger gestorben und unbestattet liegen geblieben seien.“

Der Bauer schwieg; kopfschüttelnd erhob sich der Carsten-Knecht und sprach die Meinung aus, daß niemand glücklicher sei auf der ganzen weiten Welt als derjenige, dessen Heim von den Meereswogen umrauscht werde, denn wenn die Wellen auch brauseten und brandeten, so werde es doch nimmer so schlimm, als wenn der grimme Krieg die Fluten des Verderbens über die Lande rauschen lasse.

„Hoho,“ sagte der Zete, „Carsten, Du meinst, daß es nimmer so schlimm werden könne? He, hast Du mir nicht oft von der großen Flut erzählt, die vor neun Jahren über die Lande gegangen, als Henefe Meinstorfs neuer Roog voll Wasser gelaufen ist? Hast Du nicht selbst gesagt, daß keine Macht auf der Welt so stark sei und so grausame Verwüstung anrichten könne wie Wasser? He, Carsten, ich meine, daß der Krieg noch nicht so schlimm ist wie das Wasser, denn im Kriege können doch die Leute ihre Tapferkeit zeigen und können berühmt werden, und wer sich nur mutig zu schlagen versteht, hat nicht nötig, bange zu sein.“

„Du bist ein dummer Junge,“ sagte untwirsch der Knecht; „s' ist gut für Dich, daß Du einen verständigen Vater hast, der Dir die Kriegs- und Ruhmesgedanken mit dem Stoch austreibt; sonst würdest Du am Ende gar auch noch unter's wilde Kriegsvolk gehen und Deiner Mutter das Herzeleid daheim lassen.“

Mit diesen Worten verließ der Knecht die Wohnstube; der zweite Knecht und die beiden Mägde folgten ihm. Länger als gewöhnlich hatte die Mittagsstunde gedauert, war's doch auch ein halber Festtag heute, da der Hausherr heimgekehrt war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tunnel im alten Jerusalem.

Von D. R. Wegener.

Im vierten Jahre der Regierung Hiskias, des Königs von Juda, zog der Assyrierkönig Salmanassar gegen Samaria heran und belagerte es. (2 Kön. 18, 10). Drei Jahre lang hielt die Stadt ihrem mächtigen Gegner stand; erst seinem Nachfolger Sargon gelang es im Jahre 722, ihrer Herr zu werden. Im Sargonpalaste zu Khorsabad in der Nähe von Niniveh haben Ausgrabungen eine Brunnenschrift Sargons zutage gefördert. Da erzählt Sargon: „Samaria belagerte und eroberte ich. 27,290 Leute, die darin wohnten, führte ich fort.“ (Vgl. 2 Kön. 17).

Nach der Eroberung Samarias und der Wegführung aller angesehenen Familien des Landes glaubte der Assyrier, niemand würde fortan einen Aufstand gegen ihn wagen. Keine der kleinen Landstädte vermochte eine mehrjährige Belagerung auszuhalten. Jerusalem war zwar stark und fest gebaut und von tiefen Tälern fast ringsum umgeben, aber ihm fehlte eine der Hauptbedingungen für eine lange Belagerung: Jerusalem war eine Stadt ohne Wasser.

Freilich gab es Zisternen genug. Fast jedes Haus in Jerusalem hatte im Keller seine Felsenzisterne, in der das Regenwasser aufbewahrt wurde. Aber in Belagerungszeiten flüchtete das ganze Landvolk in die Hauptstadt, so daß das Wasser bald knapp wurde. War aber gar das Jahr regenarm, so war das Schicksal der Stadt trotz tapferster Verteidigung besiegelt.

Die beiden einzigen Quellen, von denen man dauernd frisches Wasser bekommen konnte, lagen außerhalb der Stadtmauer, waren also in Kriegszeiten im Besitz der Feinde. Die eine derselben, der „Brunnen Rogel“, auch Gihobrunnen genannt, liegt dort, wo das Sionmtal in das Kidrontal einmündet. Diese Quelle ist im Alten Testament erwähnt Jos. 15, 7; 18, 16; 2 Sam. 17, 17; 1 Kön. 1, 9; die königlichen Gärten wurden von ihr bewässert. Bei einer Belagerung kam sie wegen ihrer Entfernung für die Wasserversorgung der Stadt nicht in Frage; desto mehr diente sie dem Feinde.

Die andere Quelle Jerusalems ist die Gihonquelle, die heutige Marienquelle. Vor der Ostmauer der Stadt, etwas südlich vom Tempelplatz, befindet sich der Eingang zu einem 15 Fuß langen und 6 Fuß breiten Bassin. Es ist von Spitzbogen überragt, 32 Stufen führen zu dem Becken hinab. Eine Eigentümlichkeit des Brunnens ist das plötzliche Hervorsprudeln des Wassers nach längerem Stillstande. Es scheint, als ob seitlich eine natürliche Höhle in dem Kalkgestein mit dem Bassin in Verbindung steht, die sich langsam füllt, um dann durch einen syphonartigen Kanal ihren ganzen Inhalt mit einem Male in das Becken zu entleeren. Zur Regenzeit erfolgt auf diese Weise die Füllung des Bassins 2—3 mal des Tages; das Wasser ist dann gut trinkbar. Im Sommer fließt der Strom oft mehrere Tage nicht; auch ist der Geschmack des Wassers dann salzig und bitter.

Diese Quelle nun, deren Name „Gihon“ d. i. „Sprudel“ auf das plötzliche Hervorbrennen des Wassers sich zu beziehen scheint, suchte König Hiskia in die Stadt zu leiten. Nur wenn dies gelang, konnte Jerusalem sich einer längeren Belagerung aussetzen. Nun hatte man schon früher eine offene Wasserleitung, die außerhalb der Mauer um den Berg herum lief, angelegt. Jesajas Ausspruch (Jes. 8, 6) über „die still und sanft fließenden Wasser des Siloah“ bezieht sich vermutlich auf diese Leitung, die schon zu König Ahas Zeiten bestanden haben muß. Aber dieselbe konnte vom Belagerer sofort unterbrochen werden. Ebenso war der verdeckte Gang, der den Berg herab bis zu einem senkrechten Schachte über der Quelle führte und den vielleicht schon Salomo

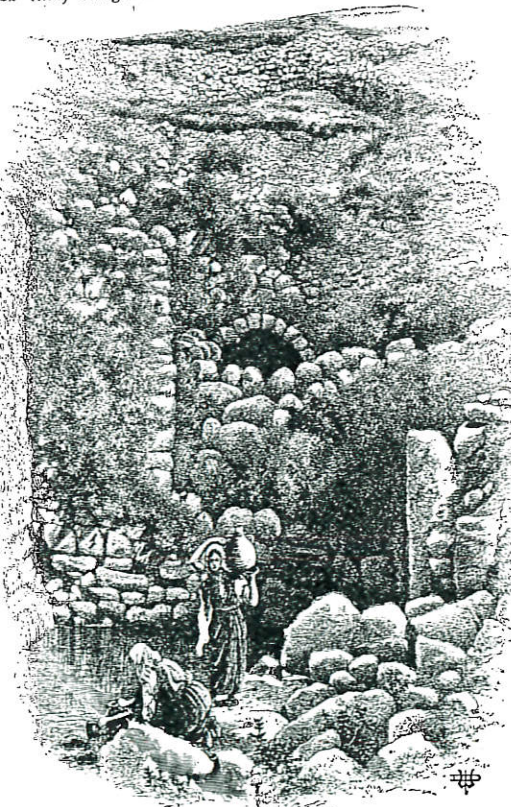
angelegt hatte, nur ein Nothbehelf. König Hiskia faßte den Plan, die Quelle durch einen Tunnel durch das Innere des Berges, an dessen Abhang sie entspringt, direkt in die Stadt zu leiten. Gelang die Ausführung dieses kühnen Projektes, so war Jerusalem damit zu einer Festung allerersten Ranges erhoben. Der Assyrierkönig hatte ihm einen drückenden jährlichen Vasallentribut auferlegt. Stadt und Land seufzten schwer darunter. War der neue Tunnel erst gebaut, so war der Augenblick gekommen, da Jerusalem dem verhassten Zwingherrn den Gehorsam aufkündigen konnte.

So ging man eiligst an die Arbeit. In Eile wurde das Werk betrieben. Nicht um einen sauberen Brunnbau, sondern um eine kriegsmäßige Schnelleistung handelte es sich hier. Darum durfte man den Tunnel auch nicht übermäßig breit anlegen; es galt nur einen schmalen Kanal für das Wasser zu schaffen. Freilich ergab sich damit ein neuer Mangelstand: in einem so engen Tunnel konnten zurzeit immer nur ein bis zwei Arbeiter die Spitzhacke führen. Das war ein wesentlicher Nachteil; das Werk ging nur langsam voran. Lange Zeit konnte so vergehen, denn die projektierte Strecke betrug über eine Viertelmeile. Da entschloß sich der König, den Bau des Tunnels gleichzeitig von der andern Seite in Angriff zu nehmen. So brauchte man nur halb so viel Zeit. Aber nun galt es, sehr sorgfältig vorzugehen; denn nun entstand die neue Schwierigkeit: würde man in der Mitte auch wirklich aufeinandertreffen oder neben- oder gar übereinander vorbeiarbeiten? Kompaß und Libelle gab es noch nicht, und so kam es einfach aufs Probieren an. Als die Arbeiter sich einander so weit genähert hatten, daß sie einer das Klopfen des andern vernehmen konnten, begannen sie einander zu suchen. Mehrfache Seitenstollen des Kanals, die dann wieder aufgegeben wurden, zeugen noch heute von diesem gegenseitigen Suchen. Zuleht, als beide Stollen so nahe aneinander getrieben waren, daß die Arbeiter sich durch Rufen bemerkbar machen konnten, entdeckte man von beiden Seiten eine Gesteinsader, der man folgte, und so trafen dann beide Stollen ziemlich genau aufeinander. Nur noch drei Ellen hatte die Entfernung betragen. Man kann noch heute die Haurichtung der Spitzhacken an den Wänden des Tunnels erkennen. Sie geht von beiden Seiten nach der Mitte zu, und so läßt sich genau die Stelle des Zusammentreffens bestimmen.

Nun wurde der Tunnel, der meist 3 Fuß, stellenweise nur 2 Fuß breit ist, schnell ganz geräumt und das Wasser der Gihonquelle in ihn geleitet. 1,200 Ellen oder 1,600 Fuß weit machte es den Weg durch den neuen Kanal, um auf der andern Seite des Berges wieder ans Tageslicht zu treten und sich in den Siloahschacht (Jos. 9, 7) zu ergießen. Dieser im schluchtenartigen „Rafesemachertal“ (Tyropoion) gelegene Teich lag aber innerhalb der alten Stadtmauer. Somit war das Ziel der ganzen Arbeit erreicht; die Gihonquelle selbst wurde übermauert, so daß von außen niemand an sie heran konnte.

In der „Geschichte der Könige von Juda“, einer verlorenen Chronik, wurde der Bericht von dem Kanalbau Hiskias jedenfalls ausführlich erzählt. 2 Kön. 20, 20 wird nur kurz darauf verwiesen; aber 2 Chron. 32, 30 heißt es: Hiskia „verschloß den oberen Ausfluß der Gihonquelle und leitete sie hinunter nach der Westseite der Stadt Davids.“

Diese Nachrichten werden durch die Inschrift ergänzt, die im Kanal selbst gefunden worden ist. Im Juni 1880 besuchte ein junger Mann aus der Industrieschule der englischen Judemission in Jerusalem den Kanal. Als er im Wasser und Schlamm schreitend stolperte, entdeckte er beim Schein sei-



Der Siloahbrunnen mit dem alten Tunnel.

die ihm zum Heile ward, und auch er lernte in Gottes Gegenwart wandeln. — Mit Gott wandeln heißt in stetem Umgang mit ihm stehen; im Wort und Gebet leben. Luther las die Bibel jährlich zweimal durch; nicht kritisch, sondern heilsbegierig. Ach, die armen Würmer, die den Allerhöchsten meistern wollen! Der Jurist Benedikt Carpzov las seine Bibel 58mal durch, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach sogar 58mal, Beata Paulus, die gläubensstarke Pfarrfrau, 30mal. In der Schrift redet der Herr mit uns; im Gebet wir zu ihm.

Selig, wer im Weltgebrause nach der obern Gottesstadt,
Nach dem rechten Vaterhause stets das Auge offen hat!
Wo er kniend im Gebete seine Seufzer heimwärts schickt
Und in Früh- und Abendröte nach den Bergen Zion's blüht!

Noah hat 600 Jahre unter jenem verkehrten Geschlecht gelebt, bis die große Flut alle verschlang; 120 Jahre predigte er umsonst, verachtet und verlacht und gewiß auch gehaßt; dennoch ward er nicht schwach, nicht untreu; wie ein Granitfels im Meere stand er da. Wie konnte er das? Antwort: Er wandelte mit Gott; daher seine Festigkeit, seine Unüberwindlichkeit.

Umgang beeinflusst. „Sag mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“ Wer nur stets mit sich selbst haust, wird ein Narr; wer stets nur mit Menschen verkehrt, ein Schwächling; wer mit Gott umgeht, wird ihm ähnlich. Nein, er wird nicht allmächtig, aber stärker denn alle Teufel der Hölle zusammengenommen; er wird nicht allweise, aber da er aus dem Meere schöpft und nicht gleich den Weltweisen aus dem Fingerhut, so kann er mit dem Apostel rühmen (nicht sich, sondern seinen Herrn): „Ich habe alles und im Ueberfluß.“ (Phil. 4, 18. 13.)

Ist es möglich, in Gottes Gegenwart sündigen? Eine Mutter lehrte ihr Söhnlein beten: „Du, Gott, siehest mich!“ Einst stand das Söhnlein in großer Versuchung, eine Birne zu stehlen, nach der sein ganzes Herz begehrt. Und dazu war sie noch nicht reif und ihm vom Vater versprochen! Auf den Beinen schlich sich das Bublein nachts in den Garten, um die Birne zu pflücken. Es streckt schon seine Hand danach aus: da, was ist das? Ist das nicht Gottes Auge, das durch die Zweige herabschaut direkt in des kleinen Sünders Gewissen hinein? „Du, Gott, siehest mich.“ Erschreckt schleicht das Bublein zu Bette. Ein Sternlein hatte ihm gepredigt.

Wir wissen alle, daß der Umgang mit z. B. einem Menschen, den wir sehr lieben, beseligt. „Wie muß der Herr erst sein!“ rief Tholuck aus, als er den frommen Baron von Kottwitz kennen gelernt. „Selig sind deine Knechte, die vor dir stehen!“ rief die Königin vom Morgenlande aus, als sie Salomo kennen gelernt. Und siehe, hier ist mehr denn Salomo! „Die Liebe Christi bringet uns also,“ erklärt der Apostel. Es gibt keine größere Macht auf Erden als die Macht der Liebe! Wo haben alle Missionare ihre Freudigkeit zu ihrer schweren Arbeit geschöpft, als aus dem Meer der Liebe Christi? Wo alle Christen ihre Kraft zur Ueberwindung aller Versuchungen der Hölle? Antwort: Aus dem Meer der Liebe Christi. Ein vornehmer Mann besuchte eines Tages ein Hospital, erzählt

Mich Marsden, die zu den Ausfägigen in Sibirien ging, in welchem die Opfer einer furchtbaren Krankheit lagen. Bei dem schauererregenden und herzzerreißenden Anblick dieser Kranken sagte er zu der ihn begleitenden Pflegerin: „Sie müssen sehr viel Begeisterung für die leidende Menschheit haben, um es an diesem Orte auszuhalten.“ „Begeisterung für die leidende Menschheit?“ erwiderte die Schwester. „Dieser Beweggrund würde uns kaum einen einzigen Tag hier aushalten lassen. Die Liebe Christi ist es, die uns treibt!“ „Du hast uns zu dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es in dir ruhet,“ sagt Augustinus. Er lebte den Freuden des Fleisches vor seiner Befehung. Als er aber seinen Heiland kennen lernte und in dessen Umgang die Quelle der höchsten Seligkeit fand, da hatte die Sünde ihre Zugkraft verloren. „Schmedet und sehet, wie freundlich der Herr ist,“ ruft der Herr den nach Freude Dürstenden zu. Wohl dem, der den Sündenfreuden den Rücken kehrt; er findet in Jesu bessere Freude, Freude der Ewigkeit.

Mein Herz geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein;
Ist lauter Freud' und Singen, steht lauter Sonnenschein:
Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ;
Das, was mich singend macht, ist, was im Himmel ist.

Kann uns Trübsal entmutigen, wenn wir an Jesu Hand wandeln? Etwa die Trübsal der letzten Zeit? Wie schreibt doch der in Trübsalen bewährte Apostel Paulus in dem herrlichen 8. Kapitel an die Römer, besonders in Vers 37 bis 39? Oder kann gar der Tod uns schrecken? Aber gibt's denn für die Gläubigen einen Tod und ein Sterben? „Wenn man dich genießet, wird alles versüßet,“ rief Woltersdorf vor seinem Heimgange aus; und ein neuerer Diener Gottes: „Wenn dies Sterben ist, dies ist herrlich!“ „Ich fürchte kein Unglück; du bist bei mir,“ betete Hofacker, als er durchs Tal der Todeschatten wandelte; er wandelte an Jesu Hand. In einem Hospital, das die deutsche Kaiserin besuchte, lag abgezehrt eine schwindelkranke Jungfrau. Bewegt durch den Anblick des jugendlichen Todesopfers, beugt sich die Kaiserin zu der Kranken hernieder und fragt, ob sie ihr nicht einen Wunsch erfüllen könne. „Ich brauche nichts, ich habe alles!“ antwortete jene leise, ihre Augen auf das ihrem Bette gegenüber angebrachte Bild des Gekreuzigten heftend, dem sie ihr junges Herz gegeben hatte. Nach einmal bot die hohe Frau ihr an, für jeden Wunsch besorgt zu sein. „Ich danke sehr, ich habe alles!“ blieb die Antwort. —

Lieber Leser, wir gehen in ein neues Jahr, wir gehen großen Versuchungen, schweren Trübsalen entgegen. Ein schrecklich Unwetter zieht über die Welt daher, und nach dem Unwetter kommt der Herr. Wie wollen wir durch diese Tage der Not und des Jagens hindurch kommen? Nur eins kann uns durchbringen: an Jesu Hand! Leitet er uns und schützt er uns, dann laß die Welt in Trümmern gehen! Er wird unser Schifflein durch die Brandung steuern in den Hafen der seligen Ewigkeit hinein. Drum

Galt' du mich nur bei deiner Rechten, holdsel'ger Freund, und dann voran!
Sei du der Stern in meinen Nächten, in meinem Boot der Steuermann;
Und sprich, wo ich in Stürmen zage, zwei Worte nur vernehmlich aus;
Sprich nur: „Ich bin's!“ und jauchzend schlage ich meine Ruher durchs Gebraus!

Der große Sieger.

Von Siegfried Schöffler (im Kampfe gefallen).

Mit Blut geschrieben ist des Jahrs Geschichte,
Mit Blut getauft ist jeder junge Tag,
Mit Blut verflingt sein letzter Glodenschlag,
Durch Blut ringt sich die Nacht zum neuen Lichte.

Das Schwert dient jetzt der Wage zum Gewicht,
Das Schwert ersetzt der frommen Sichel Schlag,
Das Schwert löst Bündnis und beschließt Vertrag,
Das Schwert nur weist dem Schicksal Ziel und Richte.

Und neben Blut und Schwert stellt sich die Not,
Der Mut entrollt die Fahne stolzer Krieger,
Die Pflicht erläßt ihr eisernes Gebot.

Doch als der unbezwinglichste Despot
Geht übers Schlachtfeld jetzt der große Sieger,
Dem alles unterworfen ist, der Tod.

